



frankenland

ZEITSCHRIFT
FÜR
FRÄNKISCHE
LANDESKUNDE
UND
KULTURPFLEGE

HERAUSGEGEBEN VOM FRANKENBUND



frankenland

Zeitschrift für Fränkische Landeskunde und Kulturpflege

Heft 6/7
Juni/Juli 1976
28. Jahrgang

- 143 *Erich Mende*
Franz Daniel Pastorius und Germantown –
Ein fränkischer Beitrag zur Gründungsgeschichte von Pennsylvania
- 149 *Erich Mende*
Johannes de Monte regio
- 153 *Erich Mende*
Georg Joseph Vogler
- 156 *Oswald Schäfer*
Zwei Deckenstukkaturen fränkischer
Bauten des 18. Jahrhunderts
- 156 *Herbert Günther*
Tilman Riemenschneiders Adam und Eva
in Würzburg
- 158 Herbert Günther 70 (26. März 1976)
- 159 *Alfred Frank*
Vor hundert Jahren: Todesurteil über die
„Vestung Forchheim“
- 166 Das Johann-Friederich-Böttger-Institut
in Selb
- 172 *Herbert Barth*
25 Jahre im Dienste der Völkerverständigung
- 176 *Alfred Rehrl/Prof. Dr. Ferdinand Faber*
Schlußbericht
- 179 *Paul Ultsch*
Reinhard Dachlauer
- 181 Kreuz und quer durch Franken
- 181 Aus dem fränkischen Schrifttum

Herausgegeben u. verlegt
vom FRANKENBUND

Neue Folge d. Zeitschrift
Frankenland 1914 - 1922

Erscheint monatlich

Beilage vierteljährlich:
„Nachrichten aus dem
Frankenbund“

Redaktionsschluß sechs
Wochen vor Erscheinen
(Monatsbeginn)

Bezugspreis ist im
Mitgliedsbeitrag
enthalten

Schriftleiter:
Stadtarchivar
Dr. Erich Saffert
872 Schweinfurt
Stadtarchiv
Telefon (09721) 5 13 82

Stellvertreter:
Paul Ultsch
872 Schweinfurt
Im I. Wehr Nr. 1

Gestaltung:
Günther Hesse, Wzbg.

Druck:
Pius Halbig Würzburg

Beilage:

Nachrichten aus dem Frankenbund Nr. 83

Hauptgeschäftsstelle des Frankenbundes: Würzburg, Hofstr. 3, Telefon (0931) 5 67 12.
Konten der Bundesleitung: Pschkto. Nbg. 30804-853, Städt. Sparkasse Würzburg 6460.
Engere Bundesleitung: 1. Bundesvorsitzender: Dr. Helmut Zimmerer, Oberstadtdirektor, Würzburg; 2. Bundesvorsitzender: Karl Burkhardt, Regierungspräsident a. D., Ansbach; Stellv. Bundesvorsitzender: Dr. Helmuth Fuckner, Professor, Erlangen; Stellv. Bundesvorsitzender: Dr. Gerhard Schrötel, Leiter des Instituts für Lehrerfortbildung, Heilsbronn; Bundesgeschäftsführer: Margarete Preil, Würzburg; Bundesschatzmeister: Fritz Pommerening, Direktor, Würzburg, und der Schriftleiter.
Die erweiterte Bundesleitung: Bezirksvorsitzende: Oberfranken: Max Schleifer, Studiendirektor, Forchheim; Oberfranken Stellvertreter: Franz Link, Studiendirektor, Bamberg; Mittelfranken: Dr. Ernst Eichhorn, Bezirksheimatpfleger, Ansbach-Nürnberg; Mittelfranken Stellvertreter: Hans Wörlein, Apotheker, Nürnberg; Unterfranken: Dr. Erich Saffert, Stadtarchivar, Schweinfurt; Unterfranken Stellvertreter: Franz Köppl, Studienrat und Realschullehrer, Marktbreit, und der Stellvertreter des Schriftleiters.

Wohlgeneigte Leserin, wohlgeneigter Leser, liebe Bundesfreunde,

um es der neuen Frankenbund-Gruppe „Neunhofer Land“ zu ermöglichen, Fragen und Aufgaben, welche die neuen Bundesfreunde beschäftigen, und Ziele, die sie sich gesteckt haben, anschaulich vorzustellen, haben Bundesleitung und Schriftleitung das Mai-Heft mit erweitertem Umfang herausgebracht. Aus diesem Grunde erscheinen das Juni- und Juli-Heft als Doppelheft; dies soll aber nur Ausnahme sein. Da die diesjährige Bundesstudienfahrt im September stattfindet, wird das dem Raume der Bundesstudienfahrt – Coburger Land – gewidmete Doppelheft das August-September-Heft sein.

Erich Mende

Franz Daniel Pastorius und Germantown – Ein fränkischer Beitrag zur Gründungsgeschichte von Pennsylvania

Am 4. Juli dieses Jahres wird nicht nur in den USA der zweihundertjährigen Wiederkehr der Annahme der Unabhängigkeitserklärung und der Erklärung der Menschenrechte durch den Kongreß gedacht. Weit vor diesem, für die politische Wegweisung denkwürdigen Tag des Jahres 1776, wirkt ein Franke als Pionier in der seinerzeit so verheißungsvoll schimmernden Neuen Welt.

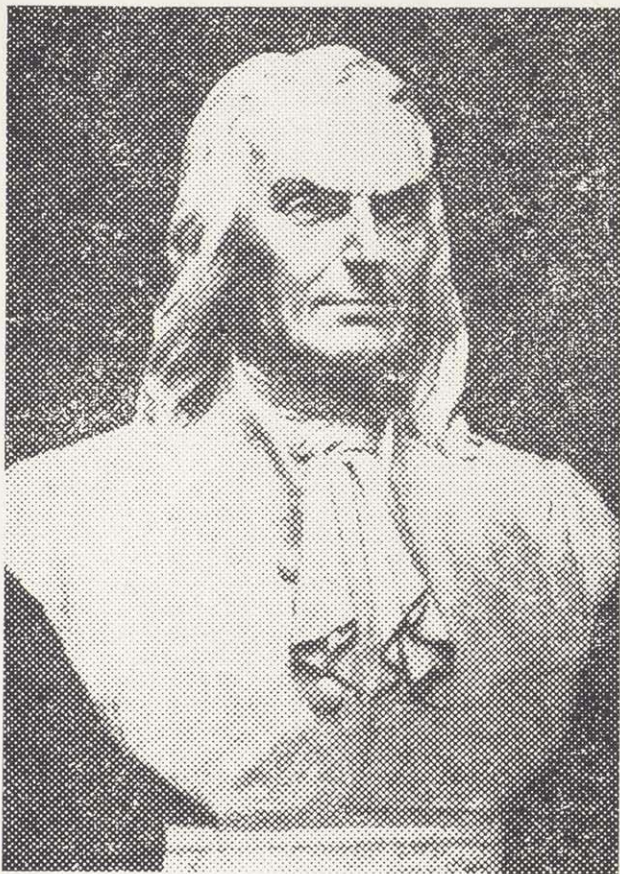
Der 6. Oktober 1683 wird in den Vereinigten Staaten von Amerika als Tag des Beginns der deutschen Einwanderung gefeiert. Damals schob sich die „Concord“ den Delaware-River herauf, an Bord befanden sich dreizehn Familien aus Krefeld mit insgesamt dreiunddreißig Köpfen. Zur Begrüßung am Ufer von Philadelphia stand neben William Penn, dem Eigentümer des Landes, Franz Daniel Pastorius, der den Einwanderern kein Unbekannter war. Er hatte ihnen den Weg in die neue Heimat gangbar gemacht. Er, wie die Ankömmlinge, waren dem alten Kontinent entflohen, weil es dort nach den verheerenden Auswirkungen des Dreißigjährigen Krieges, – er raffte mit sechs bis zehn Millionen Toten rund dreißig bis fünfzig Prozent der Bevölkerung in Deutschland weg, – durch die absolutistische Idee der Staatsräson und die Bindung des religiösen Bekenntnisses an dasjenige des Landesfürsten, keine Freiheit für Mensch und Gewissen gab. Vor, während und nach Kriegen solchen Ausmaßes werden geistige Umformungen erkennbar, die den Begriff einer Zäsur rechtfertigen und sich prägend noch auf die Nachkriegsgeborenen auswirken.

Drei Jahre nach dem Westfälischen Frieden, am 26. September 1651 wird dem Rechtsbeistand der Grafen von Limpurg in Sommerhausen, Melchior Adam Pastorius, der erste Sohn geboren und Franz Daniel getauft. Sein Taufpate war Schenk Franz von Limpurg, der sieben Jahre später Kaiser Leopold I. anlässlich dessen Krönung den Willkommenstrunk reichte. Sechs Jahre ist der Bub alt, als die Mutter stirbt, sie war siebzehn Jahre älter als der Vater. Dieser geht eine neue Ehe ein und bekommt 1659 die Nachfolge seines verstorbenen Schwiegervaters im Rat der Reichsstadt Windsheim angeboten. Mit der Annahme des Amtes ist der Umzug nach Windsheim verbunden, hier geht Franz Daniel zur Schule, hier beginnt auch eine rasche Karriere des Vaters,

die bis zum Bürgermeister und Oberrichter führt. Die väterliche Stellung ermöglicht dem Sohn eine gründliche Ausbildung. Straßburg, Basel, Jena und Altdorf sind Studienorte. An der fränkischen Universität promoviert er am 23. November 1676 zum Doctor utrisque iuris, danach eröffnet er eine Anwaltspraxis zunächst in Windsheim, später in Frankfurt/Main. Den Weg dorthin hatte ihm der Pfarrer von Windsheim, Dr. Johann Heinrich Horb, gewiesen. Dieser war verheiratet mit der Schwester von Philipp Jacob Spener, jenes evangelischen Theologen, der mit dem lutherischen Pietismus eine mächtige religiöse Erneuerungsbewegung ins Leben rief, deren Spuren weit über das 17. Jahrhundert hinaus in der Geistesgeschichte Deutschland wahrnehmbar sind.

In Frankfurt standen die Weichen für Pastorius günstig. Sie lenkten sein ganzes Leben auf ein anderes Gleis. In ihm begann das, was Spener seiner Gemeinde als die Unabdingbarkeit der Wiedergeburt predigte, ein Verlangen, das dem Empfinden vieler als Notwendigkeit für ein sinnerfüllteres Leben zu entsprechen schien. Darunter ist ein Existenzwandel zu verstehen, der einer Neuschöpfung gleichkommt, die den Menschen in seiner Passivität gegenüber der Aktivität Gottes für diese empfängsbereit macht. Eine solch radikale Umformung des Menschen bedingt für diesen Freiheit zur Entfaltung, ein Gut, das in Deutschland nicht zur Verfügung stand. Es offerierte jedoch ein Mann solche Freiheit, der über das Meer gekommen, den Pietisten, Mennoniten und Quäkern in Europa Besuche abstattete: William Penn. Dieser englische Quäker hatte eine Schuldforderung gegen die Krone geerbt, für deren Abgeltung Landübereignung in Englands amerikanischen Kolonien erfolgte. In Höhe der Delaware-Bucht, nördlich von Maryland lag das Arreal mit rund 100.000 Quadratkilometern: Pennsylvania. 1766 hatte Penn dort eine Verfassung durchgesetzt, „Konfession“ genannt, in der elementare rechtsstaatlich-demokratische Grundsätze verankert waren. Fünf Jahre später gründete er die Stadt der Bruderliebe, „Philadelphia“. Zuvor schon hatte dieser Engländer Besuche in Deutschland gemacht, am 20. August 1677 traf er in Frankfurt ein und wurde von den Pietisten im Saalhof wärmstens aufgenommen. Spener allerdings blieb der Zusammenkunft fern, Pastorius weilte noch nicht in der Stadt. Doch hörte er später viel und Verheißungsvolles über Penn, sein Land in Amerika und von der Toleranz, die dort in verfassungsrechtlicher wie religiöser Hinsicht herrschen sollte. Inzwischen war die „Frankfurter Compagnie“ gegründet worden, die zunächst 15.000 Morgen von Penns Land kaufte, diesen Fundus jedoch später um weitere 10.000 Morgen aufstockte. Pastorius, der sich dank seiner juristischen Kenntnisse auch in Frankfurt bald einen guten Ruf erworben hatte und im Kreise der Pietisten Ansehen genoß, wurde zum Bevollmächtigten der Gesellschaft ernannt und sah plötzlich das Land seiner Sehnsucht greifbar nahe vor sich. *Da entstand eine nicht geringe Begierde bei mir nach überflüssig gesehenen und gekosteten Europäischen Eitelkeiten mit ihnen überzusegeln und nebenst ihnen ein still und christlich Leben zu führen.* Allerdings fand sich niemand aus Frankfurt, *nebenst* dem er hätte hinübersegeln können, man sandte den Bevollmächtigten allein in die fremde Welt.

Am 2. April verließ er Frankfurt, sein Vermögen betrug 275 Reichsthaler, doch war er mit allen Vollmachten der Gesellschaft ausgestattet. Der Weg führte vorerst nach Krefeld, wo ihn aus dem Kreis der dortigen Mennoniten aber auch der Quäkerkolonie Interessenten für William Penns Land erwar-



Franz Daniel Pastorius,
Büste von Schweizer in der Vorhalle der Carl Schurz Memorial Foundation
in Philadelphia, Pa.

teten. Mit neun Auswanderern setzte er die Reise fort, weitere wollten in Kürze folgen. *Am 16. April kam ich nach Rotterdam ... Am 4. Mai segelte ich von Rotterdam dann ab und kam den 8. in London an ... Mit einem Häuflein Auswanderer ... und einer englischen Magd ... fuhr ich am 6. Juni von Gravesend ab auf dem Schiff „America“ ... gelangte den 7. in Deal an, verließ England den 10. und sah den 16. August diese neue Welt. Den 18. liefen wir in Delaware Bay ein und kamen den 20. nach Philadelphia.*

Erhebend war der erste Eindruck nicht. Pastorius vermerkt, außer ein paar notdürftig hergerichteten Wohnungen habe er nichts vorgefunden. Er fährt fort: *Das Ubrige war Wald und Gestrüpp, worin ich mich mehrere Male verlor, auf keiner größeren Entfernung als vom Ufer bis zum Hause meines Freundes Hudson, worin damals ein holländischer Bäcker ... wohnte. Was für einen Eindruck solch eine Stadt auf mich machte, der ich eben London, Paris, Amsterdam und Gent besucht hatte, brauche ich nicht zu beschreiben. In*

diesem, Pastorius Schilderung nach noch recht urwüchsigen Paradies, landete also an jenem 6. Oktober 1683 die „Concord“. Penn und Pastorius begrüßten die Krefelder, die von Beruf meist Leinweber waren. Zwischen Penn und Pastorius hatte sich trotz anfänglicher Differenzen wegen der Lage des Siedlungslandes rasch ein freundschaftliches Verhältnis entwickelt. Penn gab im Landstreit nach und am 24. Oktober konnten die Einwanderer auf dem wenige Meilen von Philadelphia gelegenen Grundstück ihre Parzellen auslosen und beginnen Keller und Hütten für den nahenden Winter zu bauen. Das war keine leichte Sache. Das Land wies dichten Wildwuchs auf und forderte von den solcher Rodungsarbeit ungewohnten Leinwebern erhebliche Anstrengungen. In dem von ihm geführten Lagerbuch notiert Pastorius: *Den Ort nannten wir Germantown, welcher der Deutschen, item Brüder Stadt bedeutet. Eiliche gaben ihm den Beynamen Armen-town, sintemal viel der vorbedachten beginner sich nicht auff etliche Wochen, zu geschweigen Monate provisionieren kunnten. Und mag weder genug beschrieben noch von denen vermöglicheren Nachkömmlingen geglaubt werden, in was Mangel und Armuth anbey mit welch einer Christlichen Vergnüglichkeit und unermüdetem Fleiß diese German-township begunnen sey; da dann mehr gedachten Willjam Penns oftmaliger durchdringender Anmuthigung und wirklicher Assistenz nicht zu vergessen, wie auch das, als Er nacher Engelland absegelt, gegen das Vorjahr einigen der Einwohner ihr muth so gar entfallen, daß sie anderswohin verhausen wollten, welches doch auff der beständigen Zusprach unterblieben ist und Sie anjetzo beiderseits ursach haben, Gottes väterliche Güte und Vorsorg dankbarlich zu rühmen.*

Bald jedoch klingen die Berichte erfreulicher. Die provisorischen Bauten weichen festen Häusern, 1684 kann sogar schon ein Kirchlein dank aller Mithilfe errichtet werden und der Urwald weicht langsam aber stetig Gärten und Feldern. Die Leute aus Krefeld bauen Flachs an und erleben dessen Gedeihen auf dem jungfräulichen Boden. Damit entstand das Hauptgewerbe in Germantown, die Weberei. Sie sollte sich bald zusammen mit der Strumpfwirkerei eines weitwirksamen guten Rufes erfreuen. Am 14. Januar 1690 erfolgte die Unterteilung von Germantown in vier quasi Stadtteile, obwohl das für die damalige Besiedlungsdichte, – bis 1702 kamen nur rund zweihundert Familien in den Ort –, etwas hochtrabend klingt. Neben dem ursprünglichen Ortsnamen für den Südteil, wurden die Namen Krefeld, Griesheim und Sommerhausen gewählt. Aus der Einbeziehung des Mainstädtchens in den Taufakt, läßt sich Pastorius' Einfluß und Ansehen ermesen, war doch außer ihm kein Franke, geschweige einer aus Sommerhausen in Germantown. Das Wappen der Stadt geht auch auf Pastorius zurück, es unterstreicht die eben getroffene Feststellung. Dem dreiblättrigen Kleeblatt sind eine Weintraube, eine Flachspflanze und eine Weberspule aufgeprägt. Die umrahmende Inschrift lautet: *Vinum, Linum et Textinum*. Der Wein, der Lein, der Weberschrein, übersetzt es Pastorius, der jedoch weit stärker als mittels Einflüsse auf Ortsnamen und -wappen, praktisch innerhalb der neuen Gemeinde und für diese wirkt. Bereits mit der Stadterhebung am 12. August 1689 hatte Penn neben ein „Raths-Collegium“ Pastorius als ersten Bürgermeister eingesetzt. Seine Wiederwahl in den Jahren 1692, 1696 und 1697 spiegelt das Vertrauen mit dem ihm die Bürgerschaft begegnete, das er sich durch weiteres Engagement für die Allgemeinheit immer wieder neu erwarb. Das Arbeitspensum dieses Mannes erschiene unglaublich, wären nicht die Ämter und Leistungen durch das „Raths-Buch“, Protokolle und andere Dokumente zweifelsfrei belegt.

PASTORIUS' GRUSS AN DIE NACHKOMMENSCHAFT

(Wiedergabe der sich im Grundbuch von Germantown befindlichen Originalniederschrift)

Salve Posteritas!
Posteritas Germanopolitana!
a eo argumento insequentis pagina
primæ observa
Parentes ac Majores tuos
ALEMANIAM
Solam, quæ eos generat, allertatz diu,
voluntatis exilio
deseruisse
[oh! Patrios Focos!]
ut in silvosa hac Pennsylvania,
deserta solitudine,
ominis solliciti
residuum statuas
Germane, he misar Fratrum,
transfigent.

Periitiam inde adeissas,
Lanta noli erat
exantlat jan mar Atlantico.
in Septentrionali sibi America tractu,
GERMANIAM
condere gentem,
Fugit
Series affecta Negotium!
ubi fuimus exemplar honesti,
vostum imitari exemplum.
Sim autem a semita tan difficili aberravimus,
Quod penitenter agnoscat,
ignoscas
Et su te faciant obvia pericula Cuitam.
Vale Posteritas!
Vale Germanitas!
Fecimus Vale!

F. D. P.

Der deutsche Text lautet: "Sei begrüßt, Nachkommenschaft! Nachkommenschaft in Germanopolis! Und erfahre zuvörderst aus dem Inhalt der folgenden Seite, daß deine Eltern und Vorfahren Deutschland, das holde Land, das sie geboren und ernährt, in freiwilliger Verbannung verlassen haben — oh, ihr heimischen Herde! — um in diesem waldreichen Pennsylvanien, in der wilden Einsamkeit minder sorgenvoll den Rest ihres Lebens in deutscher Weise, d. h. wie Brüder, zu verbringen. Erfahre auch ferner, wie mühselig es war, nach Überschiffung des Atlantischen Meeres in diesem Striche Nordamerikas den deutschen Stamm zu gründen. Und du, geliebte Reihe der Enkel, wo wir ein Muster des Rechten waren, ahme unser Beispiel nach; wo wir aber von dem so schwierigen Pfade abwichen, was reumütig anerkannt wird, vergib uns; mögen die Gefahren, die andere Heßen, dich vorsichtig machen. Heil dir, Nachkommenschaft! Heil dir, deutsches Brudervolk! Heil dir auf immer!"

So war Pastorius außer den bereits erwähnten Bürgermeisterperioden tätig als Rentmeister mit Verantwortung für die Stadtkasse und alle Pachteinahmen, als Gerichts- und Stadtschreiber, besaß er doch neben Fachkenntnissen eine gute Handschrift. Seiner juristischen Ausbildung verdankt er nicht nur die Tätigkeit als Anwalt und Notar, er wird dadurch 1693 zum Friedensrichter des Bezirkes Philadelphia berufen, wie er dank seiner Kenntnisse im deutschen Verwaltungsrecht die Gemeindesatzung entwirft und bei der Provinzialverwaltung durchführt. Zwei Jahre, von 1698 bis 1700, war Pastorius Lehrer in Philadelphia, als 1702 eine eigene Schule in Germantown eröffnet wurde, übernimmt er deren Leitung die sich auch auf eine Abendschule erstreckt. Da es keine Schulbücher gibt, verfaßt er solche für sieben Fächer und zwar in der seit 1695 gültigen Amtssprache Englisch. Er beherrscht sie inzwischen so fließend wie Latein, Französisch und Italienisch.

Neben all diesen Ämtern und Aufgaben fungiert Pastorius immer noch als Bevollmächtigter der „Frankfurter Compagnie“. Als ihm aus aktuellem Anlaß Bedenken über die Sicherheit von da her für die Rechtslage der Siedler kamen, verfocht er ab 1706 die Einbürgerung der Einwanderer. Drei Jahre später zeigte sich Erfolg. Pastorius wurde als erster naturalisiert. All das,

so bedeutsam es war und sich noch im Rückblick darstellt, wäre wohl rascher in den Folianten der neuen Welt vergilbt, gäbe es nicht die Urkunde des: *Germantown Friends' Protest Against Slavery*. Mit diesem ersten Protest gegen die Sklaverei, schrieb sich die junge Gemeinde mit Vorrang in ein Kapitel Menschheitsgeschichte, das leider noch immer nicht abgeschlossen ist. Das erste Aufbegehren gegen die Sklaverei trägt im Entwurf vier Unterschriften, darunter die des Franken Pastorius. Einige Sätze nur sollen den Geist bezeugen, von dem der Appell getragen war: *Obwohl sie schwarz sind, können wir nicht glauben, daß es deshalb eine größere Berechtigung dafür gäbe, sie zum Sklaven zu halten, als es sie gibt, andere, nämlich Weiße als solche zu halten. Ein Sprichwort sagt, daß wir allen Menschen Gleiches tun sollten, was wir erwarten, daß es uns getan werde, ohne Unterschied des Geschlechts, der Herkunft oder der Farbe. Und sind jene, die Menschen entführen oder rauben und jene, die sie kaufen oder erwerben, nicht alle gleich? Hier herrscht Freiheit des Gewissens, was recht und billig ist. Hier sollte es gleicherweise Freiheit der Person geben...*

Wie wenig dies für Pastorius ein Lippenbekenntnis war, beweisen seine Schilderungen über den Umgang mit Indianern. Im Brief an die Eltern vom 7. März 1684 findet sich im Postscriptum dieser erste Eindruck: *Es sind güt-hertzige redliche Leut, die dermaleinst an dem großen Gerichts-Tag mit denen von Tyros und Sidon auftreten werden, die falsche Maul-Christen zu beschämen. Zwey von ihren Königen und Königinnen haben mich etliche mal besucht, auch kommen ihrer öfters sehr viel in mein Hauß, denen ich nach Möglichkeit alle Lieb erweise. Später unterscheidet er in die, welche eine Zeitlang mit den sogenannten Christen conversirt, und die, so erst anfangen aus ihren Hölen hervor zu kriechen. Denn jene sind verschmitzt und arglistig... letztere hingegen sind eines redlichen Gemüths, beleidigen niemand, und haben wir uns vor ihnen gantz nicht zu fürchten.*

Darüber und über viele Dinge aus diesem Land berichtet er in einem seiner Bücher: *Umständige Geographische Beschreibung Der zu allerletzt erfundenen Provintz Pennsylvaniae, In denen End-Graentzen Americae In der West-Welt gelegen*. Neben seiner Arbeitsfülle fand Pastorius noch Zeit für Lyrik und Prosa in beachtlicher Fülle. Die Gedichte bekennen vor allem seine Gottergebenheit, doch vermitteln religiöse Erbauung auch Schriften wie *Sendschreiben an die Pietisten* oder die Fibel *New Primer*. Erst nach seinem Tod wurde *Beehive*, – Bienenstock, – gedruckt, eine wahrhafte Enzyklopädie. Das in Englisch, Deutsch und Latein verfaßte Werk enthält in rund fünftausend Artikeln Wissenswertes aus Geschichte, Geographie, Landwirtschaft, Literatur und vielen anderen Gebieten. In der Biographie von Pastorius bezeichnet Marion Dexter Learned *Beehive* als die Magna-Charta der deutschen Kultur in Amerika. Im Vorwort zu der 1908 in Philadelphia erschienenen Lebensbeschreibung, bekennt der Gouverneur von Pennsylvanien, Samuel Pennypacker: *Viele Tatsachen verweisen darauf, Franz Daniel Pastorius einen allerersten Platz unter den einflußreichen Charakteren in unserem frühen amerikanischen Leben einzuräumen... der für später eine fruchtbare Quelle amerikanischer Institutionen und Denkweisen schuf... Es mag wohl bezweifelt werden, daß ein anderer amerikanischer Kolonist ihm an Geistesbildung und Kenntnissen gleichkam... Er beeinflusste nachhaltig Wachstum und Entwicklung der Nation.*

Pastorius Todestag ist nicht mehr exakt zu ermitteln, er starb im neunundfünfzigsten Lebensjahr. Seine Grabstätte geriet bald in Vergessenheit. Seit 1854 ist Germantown ein Stadtteil von Philadelphia, die 22. Ward. Noch steht ein Haus, das 1748 vom Enkel Daniel Pastorius gebaut wurde: *The Green Tree Tavern, 6019 Germantown Avenue*. Den Nachkommen widmete Pastorius einen letzten Gruß. Vielleicht manifestiert sich in diesem Abschied eine Ahnung um die Zerbrechlichkeit des wertvollsten menschlichen Gutes: Freiheit. Der Verweis auf die Gefahren die zur Vorsicht mahnen sollen deuten auf einen besseren Weg. Den besseren Weg gehen aber setzt voraus ihn zu kennen. Das wiederum bedeutet die Mühe des Suchens auf sich zu nehmen mit jener Beharrlichkeit und Zuversicht aus Glaubenskraft, ohne die dieser fränkisch-deutsche Beitrag zur Gründungsgeschichte von Pennsylvanien nie hätte geleistet werden können.

Literatur:

Harry M. and Margaret B. Tinkom, Grant Miles Simon, F. A. I. A.: *Historic Germantown. From the Fouding to the Early Part of the Nineteenth Century*. Philadelphia 1955.

W. Hull: *W. Penn and the Dutch Quaker Migration to Pennsylvania*. Swartmore, Pa. 1937

Fr. Gutmann: *Sommerhausen in Wort und Bild*. 2. Aufl. von Georg Furkel. Würzburg 1970.

K. H. Zwanziger: *F. D. Pastorius aus Sommerhausen, der Gründer von Gemantown in Pennsylvania*. Archiv des Hist. Ver. von Unterfr. u. Aschaffenburg, 59 Bd. Würzburg 1917.

Fr. Nieper: *Die ersten deutschen Auswanderer von Krefeld nach Pennsylvanien*. Neukirchen Krs. Moers 1940.

Erich Mende, 8011 Neubaldham, Joh.-Strauß-Str. 49

Erich Mende

Johannes de Monte regio

So, aber auch „Johann von Königsperg“, oder „Johannes Francus“, nannte sich der Müllersohn, ehe er als Regiomonatus aus vielfältigem Wirken in die Geschichte einging. Es war wohl Melanchthon, der erstmals 1531 diesen Namen gebrauchte und damit postum das einstige Wunderkind auch nominell nach humanistischer Manier als Gelehrten auswies. Von der Leistung her hätte es dieser Aufwertung nicht bedurft, dem derart Geehrten wurde häufig mehr zugeschrieben als er tatsächlich geleistet hatte, dabei erweist sich letzteres noch im kritisch historischen Rückblick als überreichlich. Das Urteil kann sich zusätzlich bestätigt sehen aus der Tatsache, daß alles, was dieser Mann seiner Zeit und der Nachwelt schenkte, innerhalb eines kurzen, nur vierzig Jahre währenden Lebens geschaffen wurde. Eingebettet in die Jahre 1436 und 1476 bietet sich dieses Leben heuer zu einem doppelt, aus runden Jahreszahlen motiviertem Gedenken an. Ein solches sollte sich infolge des Abstandes von fünfhundert Jahren weniger an den ohnedies nicht sehr exakt chronologisch überlieferten Daten der Biographie, als an der Bedeutung in und Weiterwirkung jenseits seiner Zeit orientieren.

Von dem Tag an, da das elfjährige Bürschlein die Universität Leipzig bezog und dort bald begonnen haben soll, den astronomischen Kalender des Jahres 1448 mit Hilfe der Tafeln, die nach König Alfons X. von Kastilien benannt sind, neu und für jeden Tag zu berechnen, ist sein Einfluß auf mehreren Wissenschaftsgebieten weit über seinen Tod hinaus, der ihn im Pestsommer 1476 in Rom ereilte, nachweisbar.

Johānes vō Königsberg



Holzschnitt von Schedels Weltchronik, Nbg. 1493

Regiomontan Ptholomäus unter der Weltkugel, Venedig 1496

Buch des dt. Kalenders. Druck in Venedig 1478

Dem vorwärtsdrängenden Geist des Knaben hatten die Lehrer in Leipzig bald nichts mehr zu bieten. 1450 wechselt er auf die Universität Wien, deren Ruf besonders für die ihn interessierenden Fächer weithin vernehmbar klang. Anerkennung dafür gebührt Männern wie Heinrich Hembuche von Langenstein, Johann von Gmunden, vorzüglich aber Georg Peurbach. In letzterem begegnet der junge Johannes aus Königsberg nicht nur dem geeigneten Lehrer, es ist auch die Affinität kongenialer Geister zu spüren. Vielleicht weckt der Name des Geburtsortes Assoziationen zur gleichnamigen Stadt in Ostpreußen und läßt im Verhältnis des Lehrers Knutzen zum Schüler Kant Parallelen erkennbar werden. Das gilt besonders für die Wegweisung, die hier wie dort die Schüler ihren Lehrern verdankten. Um Peurbachs Wert für den Müllerssohn aus Königsberg zu verdeutlichen, aber auch um gleichzeitig des späteren Regiomontanus Wirken zu kennzeichnen, ist ein Blick zurück unerlässlich.

Der Beginn des Expansionszeitalters Europas bedingt zunehmendes Interesse für Schiffahrt und Navigation. Das wiederum setzt exaktere Zeitmessung durch Him-

melsbeobachtung voraus, wick doch der Julianische Kalender zunehmend vom Sonnenjahr ab. Die Engländer erließen bereits Ende des 14. Jahrhunderts Gesetze zur Förderung der Schifffahrt. Die Portugiesen hatten unter Heinrich dem Seefahrer seit 1419 erfolgreich organisierte Erkundungsreisen entlang der afrikanischen Westküste unternommen, sie entdeckten außerdem Azoren, Madeira und Kapverdische Inseln. Das bedeutete eine Herausforderung der beobachtenden Astronomie, die in einen Jahrtausendschlaf verfallen war. Einschlägige Leistungen der Hellenen kamen erst im 12. Jahrhundert über die Araber nach Europa. Neben Aristoteles bildete Ptolemäus mit seinem „Almagest“ die theoretische Plattform, doch lag dieses Standardwerk der zeitgenössischen Astronomie nur in mangelhaften lateinischen Übersetzungen vor. Ähnliche Unkenntnis wie über diese Vorleistungen der Antike in Bezug auf den Sternhimmel, herrschte im mathematischen Bereich, dessen enge Verflechtung in die Astronomie kaum erläutert werden braucht. Exakt den Wendepunkt zwischen dem Antritt des antiken Erbes und dessen Aneignung mittels selbstständiger Leistungen markieren Peurbach und sein Schüler und bald Freund Regiomontanus. Vom Kardinal Bessarion, der 1460 als päpstlicher Werber für einen Kreuzzug gegen die Türken nach Wien kam und für ein Forschungszentrum in seiner römischen Villa Gelehrte sammelte wie Bibliophile Inkunabeln, erhielten Peurbach und Regiomontanus einen Auftrag, den „Almagest“ in brauchbaren Auszügen aufzubereiten für Forschung und Lehre.

Als Peurbach am 8. April 1461 starb, ging die Fertigstellung dieses Auftrages auf Regiomontanus über, der bald zu Bessarion nach Italien reiste. Hatten in Wien den Fünfzehnjährigen die Horoskope für die Braut Kaiser Friedrichs III., Leonore von Portugal, und später deren Sohn, den Thronerben Maximilian I., zu Namen und Ansehen verholfen, – Astronomie und Sterndeuterei waren noch verschwistert, wenn auch schon von Fachgelehrten die Verbindung als unerwünscht betrachtet wurde, – so begründete die rein astronomische Leistung jetzt seinen Ruf als Wissenschaftler. Mehr als das, er und Peurbach sind diejenigen, die, nach einem Jahrtausend des Stillstands, ein Aufleben der Astronomie als exakte Wissenschaft hervorgerufen hatten. (A. Koestler: Die Nachtwandler). Der „Almagest“ war sowohl erläutert wie bereinigt worden. Manche Berechnungsart galt als überholt, besonders seit im 12. Jahrhundert Dschabir ibn Aflach, ein Kritiker des Ptolemäus, den Sinussatz zur vereinfachten Seiten- und Winkelberechnung im sphärischen Dreieck anwandte. Von Kopernikus und Galilei ist bekannt, daß sie mit dem modifizierten „Almagest“ arbeiteten. Regiomontanus stieß nicht nur bei diesem Werk, auch später, als er für König Mathias von Ungarn tätig war, auf Mängel im gültigen Weltbild. Tiefer als andere vor ihm drang er in die Wirklichkeit der Zusammenhänge ein: Da die Sonne der Quell der Wärme und des Lichtes ist, muß sie zwischen den Planeten sein wie der König im Königreich, wie das Herz im Lebewesen. Dennoch gelang ihm der Durchbruch zum heliozentrischen Weltbild nicht. Seinen umfangreichen Arbeiten für die Astronomie haftet eine ambivalente Wertigkeit an. Wegweisung für die Kommenden, Kopernikus, Galilei, Bruno, Brahe, Kepler, ist ihm ebensowenig zu bestreiten wie er andererseits den Ausklang einer Epoche markiert.

Eindeutiger ist sein Standort innerhalb des menschlichen Bemühens, Raum und Zeit zu erforschen. Sein Kalender, im Jahre 1475 in eigener Druckerei hergestellt, erschien in Latein und Deutsch. Die deutsche Fassung bedeutete ein Wagnis, zugleich aber einen mutigen Schritt voraus. Man kannte bis dahin deutsche Kalender von Wurmbricht (1373) und von Johann von Gmunden (1440). Die Schwierigkeiten begründete schon die sprachliche Komponente, mußten doch teils völlig neue Worte gefunden werden. Sonnenuhr und Finsternis sind Begriffe die Regiomontanus erstmals als *sunnur* und *finsternis* verwendete.

Sehr positiv beurteilt die Geschichte auch Regiomontanus „Ephemerides Astronomicae“, obgleich ihr Wert nicht in der Originalität, sondern in der Exaktheit der Berechnungen lag. Für jeden Tag der Jahre zwischen 1475 und 1506 sind die Stellungen von Sonne, Mond, Saturn, Jupiter, Mars, Venus und Merkur

ablesbar, neben weiteren wichtigen Zeiten und Daten. Der Umfang betrug 896 Seiten, sie enthalten rund 300 000 Zahlen. Trotz der daraus erkennbaren Arbeit verkaufte der inzwischen in Nürnberg als Drucker ansässig gewordene Regiomontanus diese recht preiswert; der Absatz war groß, in zwanzig Jahren elf Auflagen. Ihre historische Bedeutung erhielten diese ersten gedruckten Jahrbücher dieser Art erst nach dem Tod ihres Verfertigers. Sowohl Columbus als auch Amerigo Vespucci benützten sie auf ihren Weltreisen. Columbus' Exemplar ist teilweise erhalten mit Eintragungen über Witterungsverhältnisse.

Die Verlässlichkeit der Arbeiten Regiomontans, auch der astronomischen Geräte, sind seiner Geduld und Gründlichkeit zuzuschreiben. Er trägt zum Fortschritt nur Bausteine bei, deren Tragfähigkeit von ihm erprobt war. Solcher exakten Arbeitsgrundlage verdankt er die Sicherheit seines Wissens. Erkennbaren Irrtümern trat er energisch und selbstbewußt entgegen, die Unabhängigkeit der Meinung ließ er sich nicht beschneiden. Daß er dabei sowohl taktvoll wie sarkastisch vorgehen kann, ist nachlesbar. Seine Auseinandersetzung mit Nikolaus von Cues über die Quadratur des Kreises zeigt in der Form Rücksicht, in der Sache Kompromißlosigkeit bei Gedankentiefe. Aus dieser und seinem Glauben resultiert die Klarheit der Argumentation. Auf dem Glauben, als quasi Fundament mit dem Charakter eines Widerlagers, findet sein Wissen die tragfähige Stütze auch für das Strebewerk neuer Gedanken.

Seinen Platz als führender Kopf des Jahrhunderts in der Mathematik auch außerhalb der sphärischen Trigonometrie, dokumentiert er durch den „Commensurator“; er nannte das Buch auch „Problemata geometrica omnimoda“. Mit der Dreieckslehre kam er nicht zu Ende, der Cosinussatz blieb letzter Schritt im unvollendeten Werk. Doch wie Schuberts „Unvollendete“ irgendwie in sich vollendet ist, so eignet dem fragmentarischen Schaffen des Menschen Vollendung im adäquaten Grad. Ludwig I. von Bayern richtete von Bad Brückenau am 11. August 1840 an Gotthilf Heinrich Schubert die Frage, ob er Regiomontanus... und Martin Behaim für würdig in die Walhalla oder, nicht hinlänglich für sie, doch aber für Bayerns Ruhmeshalle erachte, daß nämlich, einen Vergleich zu machen, die in letzterer als wie die Grenadiere zu betrachten wären, die in Walhalla aber als die Garde, aus ersteren auszuwählen. Ruhmeshallen könnten Österreich, Preußen, Sachsen etc. haben, Walhalla kann Deutschland nur eine besitzen. Der vom König wohlausgesuchte Adressat dieser Frage hatte 1828 eine Schrift veröffentlicht: „Peurbach und Regiomontanus, die Wiederbegründer einer selbständigen und unmittelbaren Erforschung der Natur in Europa“. Des Verfassers Urteil konnte danach wohl kaum anders ausfallen: Behaim kam in die Ruhmeshalle, Regiomontanus in die Walhalla.

Behaim war es, der sich als Schüler Regiomontans bekannte und dessen Ephemeriden, den Jakobsstab und den verbesserten Astrolabius an die portugiesischen Seefahrer vermittelte. Er selbst nahm an der zweiten Entdeckungsreise des Diego Cao teil. Das unterstreicht noch einmal wie stark der Franke aus Königsberg als Wegbereiter für die bedeutenden Probleme seiner Zeit zu gelten hat: Kalender, Navigation, Astronomie und Mathematik. Damit steht er als Brückenbauer zwischen altem und neuem Weltbild.

Benützte und empfohlene Literatur:

Johannes Regiomontanus: Commensurator (Mainz 1956).

Der deutsche Kalender des J. R. (Leipzig 1937).

Ernst Zinner: Leben und Wirken des Johannes Müller von Königsberg – genannt Regiomontanus – (München 1938 und 1968).

Alexander Ziegler: Regiomontanus (Amsterdam 1967) (Originalausgabe Dresden 1874).

Fotos: Bild-Archiv Kultur & Geschichte G. E. Habermann, Grärfelfing bei München

Erich Mendz.

Georg Joseph Vogler

Zwischen unserem Frankenland und den österreichischen Donauländern haben von jeher die regsten Beziehungen der verschiedensten Arten des gegenseitigen Gebens und Nehmens bestanden, und es wäre sicherlich sehr lohnend und reizvoll, diesen Wechselverkehr einmal in seinem vollen Umfange dar-

zustellen. Es würde sich dabei deutlich zeigen, wie fruchtbar dieser Austausch zwischen zwei deutschen Stämmen gewesen ist.

Hermann Schreibmüller: Die österreichischen Grafen von Raabs als Burggrafen von Nürnberg und Konrad von Riedfeld. In: *Franken in Geschichte und Namenwelt*. Ausgewählte Aufsätze (mit einem Schriften-Verzeichnis) zum 80. Geburtstag des Verfassers zusammengestellt und eingeleitet von Günther Schuhmann. Veröffentlichungen der Gesellschaft für Fränkische Geschichte. IX. Reihe: Darstellungen aus der fränkischen Geschichte, 10. Band (Würzburg 1954) 28.

Mehr als tausend Menschen lauschten am 5. August 1805 in Salzburg der Orgel von St. Peter. Die Begeisterung der Zuhörer ob all der Klangvielfalt, die der fremde Musikus dem Instrument entlockte, sprang um in Verblüffung als die „Hirtenwonne“ erklang. Den Stimmungswandel verursachte nicht die bukolische Idylle, von der ein Zeitgenosse schrieb: „So schön besang noch kein Dichter die ländliche Zufriedenheit und Ruhe wie sie Vogler durch Töne zeichnete“, die plötzliche Unterbrechung der pastellfarbigen Seligkeit durch kräftiges Orgelgewitter ließ die Versunkenen erschreckt aufhorchen. Den musikalischen Scherz erzielte der Organist mit Hilfe eines akustischen Untersatzes, wodurch eine Reihe von Halbtönen zugleich angeschlagen wurden. Als „Alpengewitter“ gingen diese Knüller im Repertoire des reisenden Orgelspielers in die Musikgeschichte ein.

Ehe jedoch Abbé Vogler in Salzburg dem staunenden Publikum seine Künste vorführte, hatte er der Orgel 525 Pfeifen entnommen. Sein „Simplifikationssystem“, mit dem er kostspielige Pfeifen in Orgelwerken einsparte, probierte er schon 1799 in der Hauptkirche Norrköpping. Es folgten Kirchen in England, Dänemark, Schweden und Deutschland, darunter auch die Marienkirche in Berlin. Hier sparte der Reformier im Orgelbau so viele Pfeifen ein, daß damit eine Orgel für die St.-Hedwigs-Kathedrale gebaut werden konnte. Die Rationalisierungsmaßnahmen an all diesen Orgelwerken erwiesen sich zum überwiegenden Teil als kurzlebig, – außer Vogler konnte kein Organist die modifizierten Instrumente spielen! Zum technischen Verständnis bewies der fränkische Kirchenmann ein bedeutend musikalisch-solistisches Können



an der Orgel, dem die Fachwelt im Rückblick allerdings nicht die von ihm behauptete Tiefgründigkeit und reiche Gliederung „in ästhetischer, rhetorischer und harmonischer Rücksicht“ zubilligt. Die Ausnützung aller Effektmöglichkeiten überstrahlt den Inhalt, läßt die Form als Selbstzweck scheinen. Der Gewittersturm mitten in der „Hirtenwonne“ blieb kein vereinzelt Indiz dafür. Vogler ließ die Trommel zu Seeschlachten rühren, mischte das Jauchzen der Sieger in die Schmerzensschreie der Verwundeten, schilderte akustisch eine Leichenfeier der Neger, wobei er alle Chancen für exotische Klangfarben ausnützte. An den Ohren seines verdutzten Publikums vorüber ließ er Bibelbilder laut werden, wie den Fall von Jericho oder das Jüngste Gericht.

Das Mißverhältnis zwischen Rahmen und Inhalt lieferte den Stoff für die Kritik. Ähnlich muß wohl auch das Urteil Mozarts erklärt werden – wie sollte er auch die Umkehr der Werte verstehen –: *Der h: Vize-Kapellmeister Vogler ist ein ekler musikalischer Spaßmacher, ein Mensch, der sich recht viell einbildet und nicht viell kann*“. Das ist so grob wie deutlich. Der musizierende Abbé konnte, aller Ablehnung zum Trotz, nicht nur ein stets zahlreiches begeistertes Publikum begrüßen, er fand auch eine Reihe Nachahmer. In der Schweiz, in Winterthur, Bern und Luzern wurde nach seinem Rezept bis in unser Jahrhundert hinein mit dem „Alpengewitter“ Fremdenattraktion von der Orgel geliefert.

Der einfallsreiche Improvisator ist natürlich nicht der ganze Mensch, der vom Erbgut des Vaters, einem schwäbischen Instrumentenbauer und Geiger, manches mit auf die irdische Reise bekam. Der Terminus besitzt für das Leben dieses fahrenden Spielmannes Symbolkraft, viele Jahre der ihm verliehenen fünfundsechzig sahen ihn auf Reisen. Musizierend, komponierend, lehrend und schulbildend zog er durch den alten Kontinent. Der Unterfranke, in dessen Geburtsjahr 1749 Bach die „Kunst der Fuge“ schreibt und Händels „Feuerwerksmusik“ erklingt, erwarb sich seinen Ruf vornehmlich durch die „Mannheimer Tonschule“, die er von 1775-1780 leitete. Zwei weitere solche Einrichtungen schuf er in Berlin und Prag. In den Jahren 1803 und 1804 lebte und wirkte er in Wien, wo er wie Beethoven von Schikaneder einen Kompositionsauftrag für das Theater an der Wien erhielt. Trotz des Erfolges der Oper „Samori“ und seiner Orgelkonzerte konnte ihn die Donaumetropole nicht länger halten. Mancher Schüler trug den Namen des „Papa“ Vogler über eigene Werke in die musikalisch interessierte Welt. Da ist der Landsmann aus Miltenberg zu nennen, Joseph Martin Kraus, dem Vogler am schwedischen Hof wiederbegegnet, allerdings unter nicht sehr angenehmen Umständen. Der Mannheimer Peter Winter, nur fünf Jahre jünger als der Lehrer, schrieb Opern, Ballette, Kirchen- und Kammermusik, die klassische Zahl von neun Sinfonien und eine Singschule. Johann Baptist Gänsbacher, Kirchenkomponist und Kapellmeister am Stefansdom in Wien, war ein Freund Carl Maria von Webers, mit dem er einige Zeit gemeinsam bei Vogler studierte. Weber und Meyerbeer sind des Abbé Schüler mit den zeitlosesten Werken. Über ihre Biographien knüpft sich ein ständig neues Erinnern an die pädagogische Begabung des Georg Joseph Vogler, seine eigenen Werke sind verklungen, die Schriften vergessen. Ihm bleibt das Verdienst, die musikgeschichtliche Bedeutung, die Mannheim seit Johann Stamitz unter der intensiven Förderung des Wittelsbacher Pfalzgrafen Karl Theodor gewann, bewahrt, bereichert und im genialen Wirken der Schüler Weber und Meyerbeer zukunfts wirksam fortentwickelt zu haben. Mit der Sammlung und Verarbei-

tung fremder Volkslieder in seinem „Polymelos“ erwarb sich Vogler unbestreitbare Anerkennung. Liedgut aus Schweden, der Schweiz, Finnland, Schottland, Marokko, Grönland und China fand Aufnahme in dieser vielstimmigen Sammlung, durch die vermutlich Friedrich Silcher Anregung für sein Liedwerk erfuhr. Eine üppige Ernte der schier unersättlichen Reiselust des abso-lut unklösterlichen Abbé.

Außer Melodienreichtum brachten die Auslandsbesuche an Höfen aller Größenordnungen beachtlichen Ordenssegen ein. Das brauchte der eitle Mann als Bestätigung seines Selbst, der Beifall des effektberauschten Publikums allein genügte nicht. Hieraus wird erneut sichtbar, wie sehr Vogler den Wert des Äußeren dem Inhalt überordnete. Die psychische Anlage erklärt den Hang zum Pathos, begründet das Übermaß. Beispiele finden sich wiederholt im Werk, aus dem jedoch Fernwirkungen auf andere Komponisten gleichfalls erkennbar sind. H. J. Moser findet in Voglers selbstgedichteter Oper „Castore e Polluce“ den „kleinen deutschen Berlioz“, erkennt in der Schauspielmusik zu „Hermann von Unna“ von Skjöldebrand Anklänge an die Wolfsschlucht und verweist auf den Vorläufercharakter, den das Klavierquintett „Der häusliche Krieg“ für Richard Strauß’ „Domestica“ andeutet. Daß Färbungen Vogler’scher Intensität bei Weber und Meyerbeer auffallen, darf danach nicht verwundern. Ja, selbst bei Beethovens „Pastorale“ werden Assoziationen zu Voglers Orgelmalereien wach, entsprungen wohl der Ähnlichkeit der Klangbilder. Voglers Instrumentationen mit dem Grundsatz der „konträren Klangfarbe“ schenken dem Publikum neue Erlebnisbereiche, die jedoch aus der Instrumentenführung an den peripheren Möglichkeiten eher bedrücken als erbauen.

Aus diesem Exzerpt des Schaffenskataloges wie Voglers Einwirkung auf Europas Musikgeschehen sollte zumindest dies deutlich werden: Trotz der persönlichen wie im Werk erkennbaren Zwiespältigkeit, der Begabung hier, des Mangels da, füllt dieser Würzburger Musikant einen speziell ihm gebührenden Platz in der Musikgeschichte auf der Schwelle zur Neuzeit aus. Verkannt wurde er wohl nach beiden Seiten. Carl Maria von Weber schrieb aus Verehrung für den Freund und Lehrer am 12. Juni 1810:

*Es ist ein anerkanntes Schicksal großer Männer,
sich bei ihren Lebzeiten verkannt zu sehen, wo
möglich Hungers zu sterben, und nach dem Tode von
hungrigen Verlegern zum Himmel erhoben zu werden.
Denn der Mensch strebt nie nach dem ihm zunächst
liegenden, sondern nur das Verlorene hat ihm Werth.
So wird es auch der Welt mit Vogler gehen. Ein Theil
staunt ihn an, weil er seinen Geist nicht zu ergründen
wagt, der andere schimpft und schreit, weil er ihn
nicht verstehen kann, und sich durch ihn und seine neuen
Ansichten vom Monopol des unfehlbaren Kontrapunkts und
Generalbaß-Schlendrians verdrängt und zurechtgewiesen sieht.*

Benützte und empfohlene Literatur:

H. J. Moser: Geschichte der deutschen Musik, 3 Bde. Stuttg. u. Berlin 1920-1924

H. J. Moser: Orgelromantik, Ludwigsburg 1961

Hermann Spieß: Abbé Vogler und die von ihm simplifizierte Orgel von St. Peter in Salzburg. Veröff. in: Orgelmonographien, Berlin 1949

Emile Rupp: Abbé Vogler, Ludwigsburg 1922

Zwei Deckenstukkaturen fränkischer Bauten des 18. Jahrhunderts

Oberes Bild: Die 1748-1751 errichtete Pfarrkirche St. Jakobus in Burgwindheim (an der B 22, knapp 30 km ab Bamberg in Richtung Würzburg), im Äußeren schlicht und schmucklos, besitzt eine glänzende und hochwertige Rokokoausstattung. Die drei Altäre gehen auf Entwürfe Neumanns zurück, die figürliche Auszier verrät die Hand Joh. Peter Wagners. Der Kirchenraum, ein dreiseitig geschlossener Saal ohne Gliederung, trägt eine Spiegeldecke mit Gemälden des Hostienwunders, die von Stukkaturen Auveras – leicht und fein bewegtes Muschel- und Rankenwerk mit Engelsfiguren dazwischen – eingerahmt und unterteilt sind. Mit freundlicher Erlaubnis des Verlages Hans Carl Nürnberg zeigen wir daraus eine Detailaufnahme, die dem Band 4: „Verborgene Kostbarkeiten“, Kunstwanderungen abseits der Hauptstraße (Rund um Bamberg, Coburg, Schweinfurt) von Ursula Pfistermeister entstammt.

Unteres Bild: Zu Füßen des mittelalterlichen Henneberg-Schlusses Mainberg bei Schweinfurt, das 1542 durch Tausch in den Besitz des Hochstifts Würzburg gekommen war, ließ Fürstbischof Johann Philipp von Greiffenclau (1699-1719) ein stattliches Amtshaus im Stile des Barock errichten. Der kurz vor 1717 vollendete Bau gehört Greising oder Pezani an (Rechnungen und Hinweise auf die Bauarbeiten fehlen). Im Obergeschoß ist ein Saal mit stukkierter Decke bemerkenswert: In der Mitte prunkt das Wappen des Bauherrn, umgeben von Akanthusranken und Kartuschen, die Ecken nehmen Putten mit Insigien ein. Die Stukkaturen erinnern an die Arbeiten des Johann Peter Seidler im Gartenpavillon (später Anatomie) des Würzburger Juliusspitals. Sie tragen noch ganz barocken Charakter.

Text und ein Foto Oswald Schäfer

Oberlehrer a. D. Oswald Schäfer, 8720 Schweinfurt, Roßbrunnenstraße 41

Herbert Günther

TILMAN RIEMENSCHNEIDERS
ADAM UND EVA IN WÜRZBURG

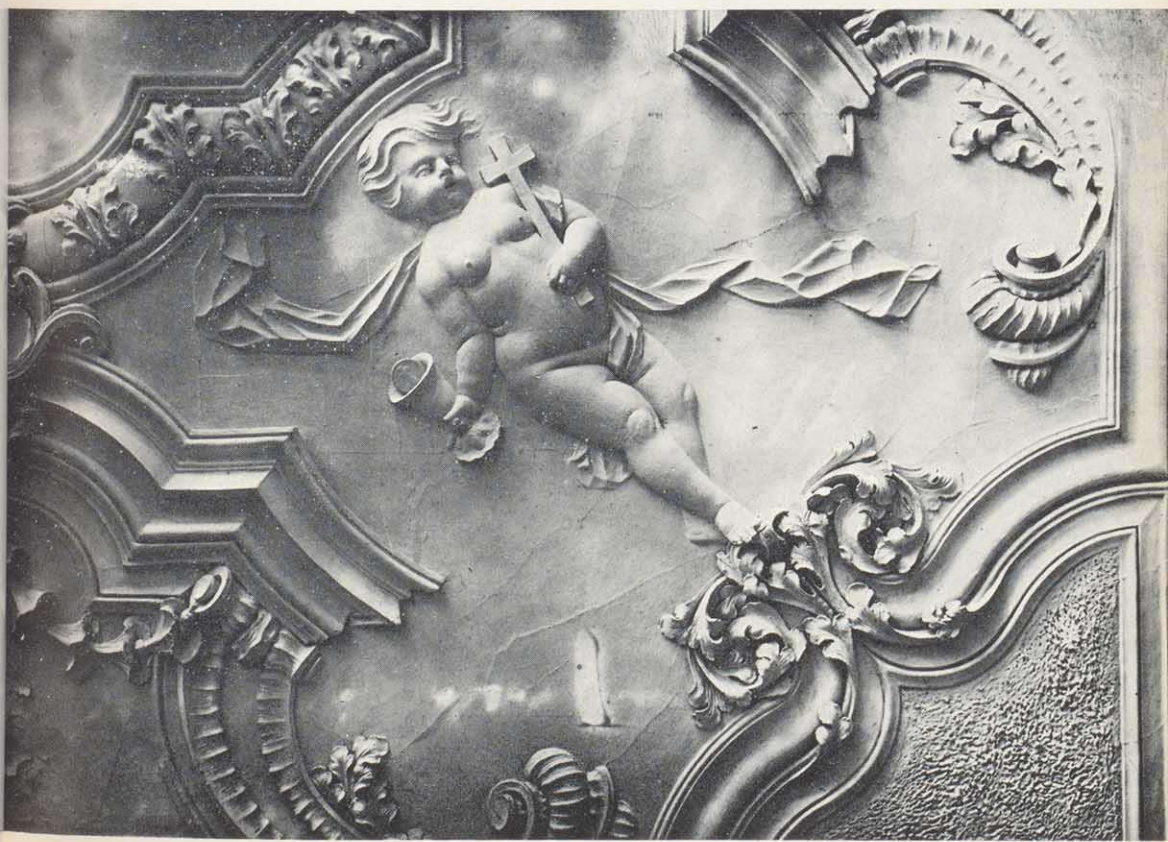
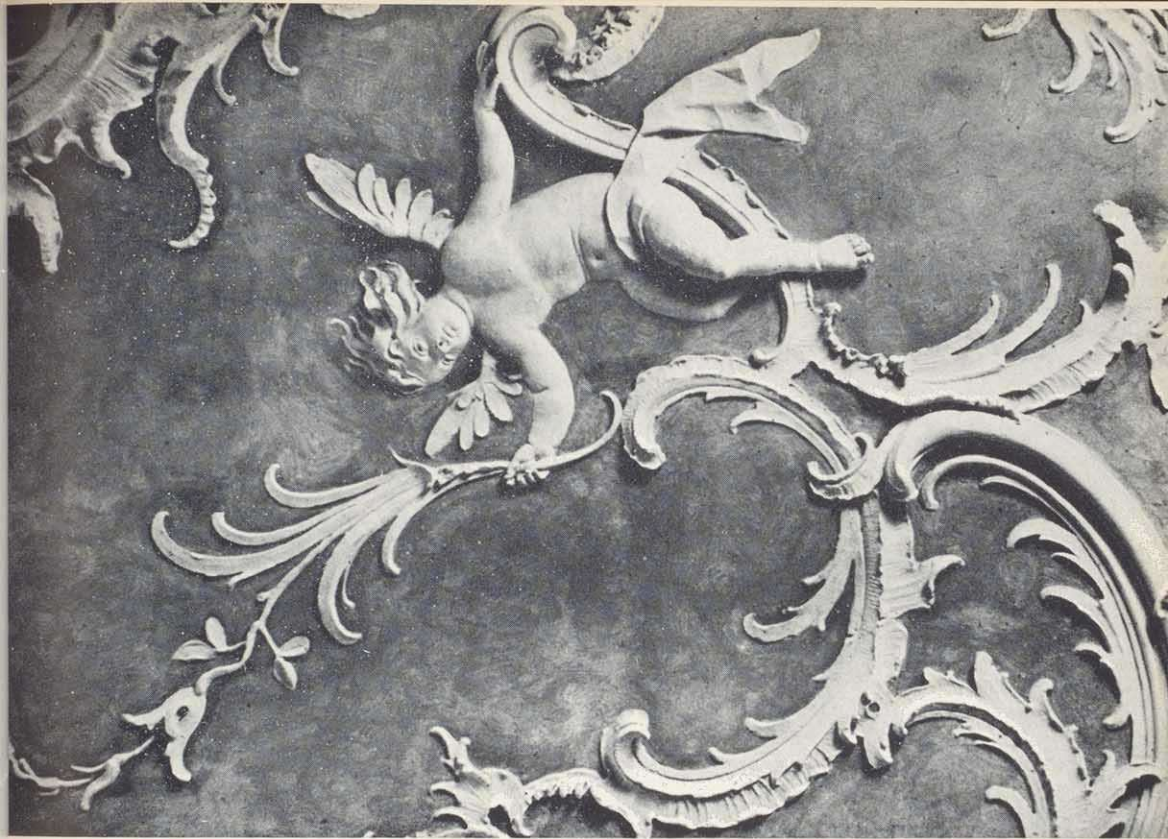
Adam spricht:

Wie pulsend Deine Glieder schwellen,
wie schweigt Dein Mund so lockend, Weib.
Dein Antlitz in des Haares Wellen
weiß nichts von Schuld, und Seele ist Dein Leib.

Eva spricht:

Wie schreitest Du in Sturm-Gedanken,
bestürzt erwacht und sinnend, Mann.
Fast wollen Deine Schritte wanken.
Im Fall zur Erde zogst Du himmelnan.

Aus: „Fuge, Gedichte aus vier Jahrzehnten“ (Verlag Eugen Diederichs, Düsseldorf)



Herbert Günther 70 (26. März 1976)

Herbert Günther gehört zu den international anerkannten deutschen Dichtern und Schriftstellern der Gegenwart. Er ist Lyriker, Erzähler, Essayist, Biograph und Autobiograph. Sein Schaffen ist umfangreich und vielseitig. Es umfaßt dreißig Buchtitel. Zu seinen Hauptwerken zählen ein Frankenbuch (1936) seine Gedichtbände „Fuge“ (1969) und „L'Arc – Der Bogen“ (Paris 1973), sein sehr bekannt gewordenes Erinnerungsbuch „Drehbühne der Zeit“, dem Leser wie Albert Schweitzer, Theodor Heuß, Hermann Hesse hohe Anerkennung gezollt haben, „Künstlerische Doppelbegabung“, „Goethe“ (Essays), die erste Ringelnatz-Biographie, „Glückliche Reise“. In den letzten Jahren erschienen die beiden umfangreichen Essay-Bände „Akkorde der Palette. Zehn große französische Maler“ (1972) und „Das unzerstörbare Erbe. Dichter der Weltliteratur“ (1973).

Zu seinem 70. Geburtstag bringt Edition Curt Visel/Memmingen neue Gedichte von Herbert Günther, mit fünf Original-Holzschnitten von Klaus Eberlein, signiert, in bibliophiler Ausgabe.

Von 1948-1961 entfaltete Herbert Günther in Paris eine frühe, lange und vielseitige Tätigkeit als Vorkämpfer der deutsch-französischen Freundschaft. 1950 wurde er auf Einladung der französischen Kollegen als erster deutscher Schriftsteller in den französischen P. E. N. gewählt. Auch dem P. E. N. der Bundesrepublik und zahlreichen anderen literarischen Gremien gehört er an. Sein Schaffen ist vielfach ausgezeichnet worden: Max Dauthendey-Plakette, Stadtmedaille „München leuchtet“, Ehrenpreis der Schwabinger Kunstpreise, Bayerischer Verdienstorden. 1975 erhielt er den Literatur-Preis (Tukanpreis) der Stadt München. Die Stadtbibliotheken München u. Nürnberg veranstalteten zu seinem 60. bzw. 65. Geburtstag Ausstellungen. 1968-1974 war er Präsident der „Gesellschaft der Bibliophilen e. V.“.



Zugleich ist Herbert Günther ein Pionier des literarischen Rundfunks. Bereits seit 1928 für den Rundfunk tätig, ist er mit vielen hundert Sendungen an allen deutschen und vielen ausländischen Sendern zu Wort gekommen. Auch zu den frühesten Mitarbeitern des Fernsehens gehört er.

1906 in Berlin geboren, seit 1930 freier Schriftsteller, lebt Herbert Günther in München, das seit seinen Studienjahren – insbesondere im Kreise des Theaterprofessors Artur Kutscher, dessen Freund und Biograph er wurde – seine Wahlheimat in Deutschland ist. Er ist verheiratet mit der Pianistin Elena Glasunow, der Tochter des großen russischen Komponisten Alexander Glasunow.

Günther war auch immer dem Frankenland verbunden, wie seine Veröffentlichungen über Dauthendey und andere fränkische Dichter, nicht zuletzt auch seine Gedichte zeigen.



Zugang zum einstigen Bamberger Tor, 1557 errichtet, von Norden her. Es wurde 1881 abgebrochen

Alfred Frank

Vor hundert Jahren: Todesurteil über die „Vestung Forchaim“

Eine schmerzliche Erinnerung im „Jahr des Denkmalschutzes“

Oberlehrer a. D. Alfred Frank wird am 19. Juni 1976 schon 70 Jahre alt. Seine Schreibmaschine ist jedoch unermüdlich tätig wie seit eh und je. So ist mancher wertvolle Beitrag zu Forchheims Geschichte in den verschiedensten Zeitungen und Zeitschriften erschienen, viele auf eingehenden Archivstudien in Bamberg beruhend. Auch die eine oder andere Buchveröffentlichung – z. B. über das berühmte Forchheimer Annafest – machten ihn bekannt. Bei der Bayerischen Staatszeitung und ihrer Beilage „Unser Bayern“ ist er ein beliebter Mitarbeiter. Der Frankenbund – selbstverständlich dabei die Gruppe Forchheim und der örtliche Heimatpfleger und „Frankenland“ wünscht dem fleißigen Bundesfreund noch viel Schaffenskraft, Gesundheit und Erfolg in der Heimararbeit und alle Anerkennung. Schl.

Man möchte es fast als eine Ironie des Schicksals bezeichnen, daß sich ausgerechnet im „Jahr des Denkmalschutzes“ ein Jahrhundert vollendet, seit der Magistrat der Stadt Forchheim das Gelände der ehemals bischöflich bambergischen Festung deshalb vom bayerischen Staat kaufte, um es dann zerstören zu können. Zwar nahm die breite Forchheimer Öffentlichkeit kaum Notiz von dem Verkaufsakt, der sich am 20. Mai 1875 im Beisein von Bürger-



So sah der Forchheimer Amateurmaler Michael Kotz die Reuther Toranlage, an die bereits 1875 die Spitzhacke angesetzt wurde. Das aufschlußreiche Aquarell hängt wie viele andere historische Arbeiten des verdienstvollen Heimatfreundes heute im Pfalzmuseum Forchheim

meister Balthasar Schönfelder, den Magistratsräten Rath und Häfner einerseits und des Direktors der Regierungsfinanzkammer Bayreuth, August Dörner, als Vertreter des Staatsärars, andererseits sowie des Bamberger Notars Johann Krug im Forchheimer Rathaus vollzog. Dagegen waren es einflußreiche Vertreter der Bürgerschaft, die in dem für Forchheims Baubestand so verhängnisvollen Jahre durch die Übernahme der Festungsrealitäten durch die Stadt den endlichen Erfolg jahrzehntelanger Bemühungen sahen.

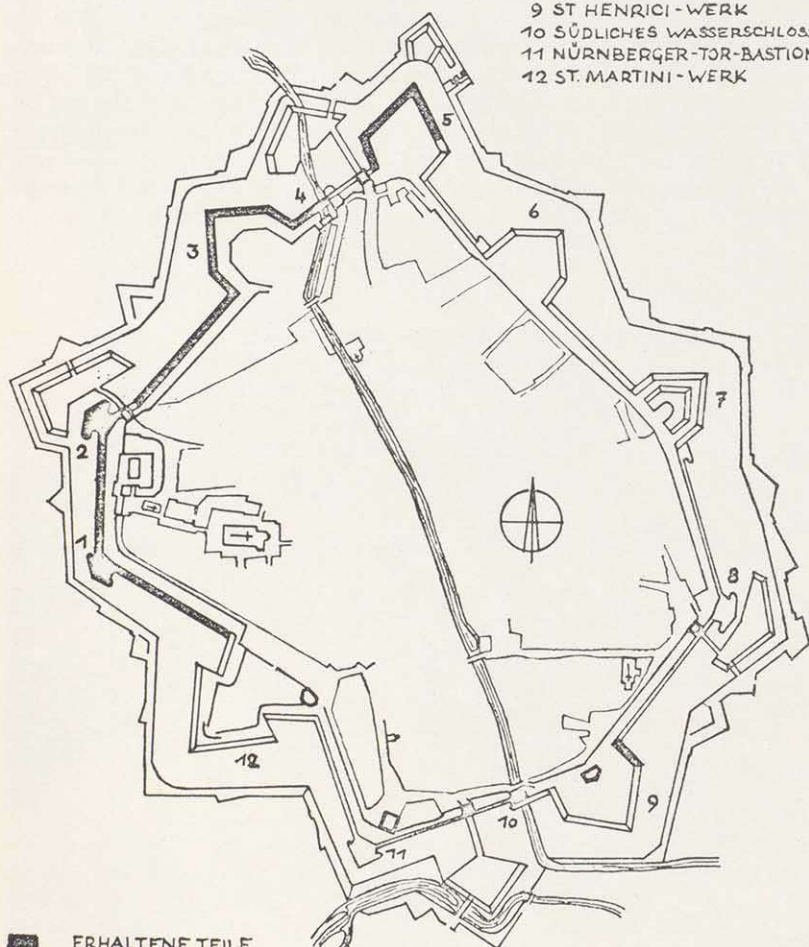
Als Kaufpreis wurden 40 000 Gulden vereinbart, eine wahrhaft bescheidene Summe, wenn man den großen Umfang des Verkaufsobjekts ansieht. Sie minderte sich zudem noch um 5 560 Gulden, da sich der Staat u. a. den Saltorturm, der als Garnisonsgefängnis diente und letztes Überbleibsel der mittelalterlichen Stadttürme und -tore war, die beiden aus dem 16. Jahrhundert stammenden altitalienischen Bastionen und das Pulvermagazin vorbehielt, eine Maßnahme übrigens, die hernach die Erhaltung wenigstens dieser Festungsteile bewirkte. Die Stadt übernahm die Wälle, Gräben und die davorliegenden Erdaufschüttungen (Glacis), die größtenteils als Wiesen-, Acker- und Weide-

land von zusammen 120 Tagwerk genutzt waren, dann die Festungsbäche, Bastionen, Mauerflanken und an Gebäulichkeiten das Nürnberger, Bamberger, Reuther und Sattlertor mit zugehörigen Vorwerken und Torhäusern u. a. mehr. Der Magistrat hatte sich zu verpflichten, innerhalb von drei Jahren drei Tore sowie den inneren Torbogen des Nürnberger Tores von 1698 behufs Gewinnung einer geradlinigen Straßenführung abzubauen.

Diese vertragliche und zunächst hart erscheinende Forderung gab hernach der Stadt, als sie sich Vorwürfe wegen nicht unbedingt notwendiger, jeden-

- 1 ST. VEIT - BASTION
- 2 BASTION BEIM SALTORTURM
- 3 ST. VALENTINI - WERK
- 4 NÖRDLICHES WASSERSCHLOSS

- 5 ST. PETRI - WERK
- 6 ST. PHILIPPI - WERK
- 7 ST. CUNIGUNDIS - WERK
- 8 REUTHER - TOR BASTION
- 9 ST. HENRICI - WERK
- 10 SÜDLICHES WASSERSCHLOSS
- 11 NÜRNBERGER - TOR - BASTION
- 12 ST. MARTINI - WERK



ERHALTENE TEILE

Die bastionierte Festung Forchheim, nach einem Plan von 1793 gezeichnet. (Entnommen den Bayerischen Kunstdenkmälen, Stadt und Landkreis Forchheim, von Tilmann Breuer)

falls viel zu weit gegangener Zerstörungsarbeit gefallen lassen mußte, gute Gelegenheit, die eigentliche Schuld auf die Regierung zu schieben. Auch örtliche Heimatforscher übernahmen diese Reinigungsversuche, wenn sie etwa betonten, daß man nicht der Stadt, sondern dem Staat die Hauptverantwortung zuschreiben müsse, und selbst noch in einem Bildband über die Fränkische Schweiz aus neuerer Zeit steht zu lesen: *Erst 1878 mußte ein großer Teil der alten Befestigungsanlagen auf Anordnung des bayerischen Staates abgetragen werden.* Wenn man aber weiß, daß bereits zwei Jahre nach der 1838 erfolgten Aufhebung der Festungseigenschaft die Stadt die Regierung ersuchte, sämtliche ehemaligen Festungsrealitäten Forchheim zu überlassen und hernach fortdauernd, fast möchte man sagen, alle Jahre wieder, Vorstöße in dieser Richtung machte, wenn z. B. J. B. Deuber in seiner „Geschichte der Stadt Forchheim“ 1867 schrieb, daß es viel zur Verschönerung Forchheims beitrüge, wenn die Mauern und Tore gegen die Eisenbahn hin beseitigt würden, und wenn schließlich zwei Jahre später Magistratsräte und Gemeindebevollmächtigte, somit beide städtische Kollegien, einen aus der Bürgerschaft kommenden Antrag auf vorläufige Korrektur der Torausfahrten an der Straße Nürnberg-Bamberg einmütig befürworteten, dann muß doch die Initiative zur Beseitigung des Festungsgürtels einwandfrei von der Stadt selbst ausgegangen sein. Doch sollen die darauf abzielenden Überlegungen noch präzisiert werden. 45 Besitzer der inneren Torwachthäuser oder der nächst dem Nürnberger und Bamberger Tor gelegenen Gebäude verlangten unterschriftlich eine Er-



Das dritte und letzte Nürnberger Tor von 1698 mit Vorwerk nach einem Aquarell von Michael Kotz 1887. Erhalten blieb nur das Tor selbst (linke Bildseite) ohne Mauerfacen. Die Darstellung des Forchheimer Amateurmalers läßt eindrucksvoll die geradezu künstlerische Komposition der ehemaligen Festungsteile erkennen



Das einstige Sattlertor, 1578/79 erbaut, mit der 2. altitalienischen Bastion von 1561/62, die als Staatseigentum vor Zerstörung bewahrt blieb. Besonders die von Michael Kotz im Bilde festgehaltene ehemalige Partie am Sattlertor zeigt das prächtige, eindrucksvolle Stadtbild, das die Festungswerke zusammen mit anderen Gebäuden der Stadt (dem bischöflichen Schloß rechts und der St. Martinskirche links) ergaben

weiterung oder Beseitigung der gemeinschädlichen inneren Tormauern, besonders deswegen, weil die ehemaligen Kugelfangmauern an den Toren die Passage von Bauholz-, Möbel- und Hopfenfuhrwerken beeinträchtigten. Die Tore bildeten überhaupt, wie es hieß, nur häßliche, dunkle Winkel für Schmutz und Unsittlichkeit. Der Dekan Meßbacher ergänzte die Vorhalte noch dahin, daß bei öffentlichen Feierlichkeiten, etwa Leichen, der Zug durch die engen, drei Meter weiten Fahröffnungen aufgehalten werde, und der örtliche Post- und Bahnexpeditor wiederum sprach von einer Behinderung der von der Bahn zur Regnitz (dem Holzfloßplatz) stattfindenden frequenten Langholztransporte der Flößerei. Ebenso zollte der Forchheimer Platzkommandant, Major Leichtenstern, der beabsichtigten, wohlbegründeten und zur Verschönerung der Stadt beitragenden Verbesserung der Nürnberger und Bamberger Torausfahrten volle Anerkennung, zumal hierdurch der Durchmarsch der Infanterie mit größerer Breite, insbesondere (aber) der Cavallerie gefahrlos gemacht werden würde und das Projekt der neuen wünschenswerten Kasernstraße angebahnt werde. Natürlich wollte der Forchheimer Handel im Reigen der Neuerer nicht fehlen, und als Vertreter des Handelsgremiums erklärten M. Moritz und N. Zeiller, sich im Interesse des Handels, der Industrie und der Floß-

schiffahrt, welche durch die unglaublicherweise noch immer bestehende Un-fahrbarkeit der Thore Forchheims" wesentlich behindert würden, dem Antrag ebenfalls anschließen zu wollen.

Der Stadtmagistrat konnte sogar das Bezirksamt Forchheim zu einem Vorstoß bei der Regierung bewegen. In einer Eingabe vom 30. 11. 1873 hieß es nicht allein, daß es Forchheim *nur auf Verschönerung und Vergrößerung der Stadt selbst* ankomme, die Stadt habe auch trotz günstigen Bedingungen (guter Verkehrslage, ausreichender Wasserkraft) in ihrer Entwicklung zurückbleiben müssen, so daß es ein reiner Akt der Billigkeit und Gerechtigkeit sei, wenn man nun alsbald der Stadt die Festungswerke zu eigener Nutzung überlasse. Zwei Wochen später stellte freilich die Regierung in ihrem Antwortschreiben an das Bezirksamt eindeutig heraus, daß der Staat selbst keinerlei Interesse an einer Veräußerung der Festungsanlagen bekunde, was übrigens der Verlauf der bisherigen Verkaufsverhandlungen – sie dauerten bereits 33 Jahre – einwandfrei bezeuge. Die Regierung verfolge keineswegs einseitige finanzielle Interessen, sondern berücksichtige fortgesetzt allein die Wohlfahrt der Stadt Forchheim. Es sei ja gerade bei der Verhandlung vom 23. Juni 1873 besonders herausgestellt worden, *daß der Staat selbst niemals eine Einlegung der Bastionen, Wälle, Wallgänge, Wallzwiner, Festungsmauern, Rodengänge, Gewölbe und Kasematten etc. fordere noch das geringste Interesse an ihrer Zerstörung habe*. Ebensowenig habe die Regierung der Stadt bisher jemals eine Auflage hinsichtlich zerstörender Eingriffe gemacht und nur dieser allein den Beschluß über das Ob, Wann und Wie der Ausführung einer Abtragung der Anlagen überlassen wollen. Desgleichen gebiete *weder ein finanz-ärarialisches noch ein durchwegs öffentliches Interesse eine Einlegung* der verschiedenen Gebäude (Torhäuser, Tore, Ausfallgebäude, Wasserhäuser, Bau- und Pulvermagazine), jedenfalls *nicht einer alsbaldigen*. Die Stadt aber begann noch im Verkaufsjahr 1875 mit der Zerstörung des Reuther Tores und seiner Vorwerke.

Wenn nun trotzdem im Kaufvertrag vom 20. Mai 1875 der Abbruch einzelner Torhäuser und Tore binnen drei Jahren verlangt wurde, dann geschah dies in erster Linie aus der Besorgnis heraus, daß ohne eine vertragliche Bestimmung *die Sache ungebührlich verzögert werden könnte*, nachdem doch der Staat seinerseits unter Verzicht auf finanziellen Gewinn – der Kaufpreis lag ohne Zweifel sehr niedrig – *das Gemeinnützige in der Sache verfolgen und fördern* wollte. Das läßt ja auch deutlich der Hinweis erkennen, daß der Abbruch der Tore und Torhäuser niemals durch ein Interesse des kgl. Ärars, *sondern nur durch jenes der Stadt bedingt* (sei), *damit der Verkehr erleichtert, dem Lichte und der Luft besserer Zugang verschafft und insbesondere eine Stadterweiterung in Richtung Eisenbahn ermöglicht werde*. Daß es andererseits dem Stadtmagistrat gar nicht allein um den Bau einer Ausfallstraße gegen Osten in Richtung Bahnhof ging, erhellt daraus, daß nicht nur die Reuther Torbauten fallen mußten, sondern ebenso die architektonisch wie fortifikatorisch fast einmalig schön gestalteten Anlagen des Sattlertores und des Nürnberger Torwerkes, wie auch das Bamberger Tor mit den zugehörigen Mauern und Zusatzbauten im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts geschleift wurden. Zwei Drittel des Gesamtbestandes des Festungsareals gingen so verloren, und die Stadt hätte gar zu gerne ihr Zerstörungswerk fortgesetzt, wenn nur weitere Geldmittel verfügbar gewesen wären. Aber nach Ende des ersten Weltkrieges sollte 1919 noch vollendet werden, was den Vätern nicht völlig gelungen war, und zwar als Arbeitsbeschaffungsmaßnahme. Jetzt stieg aller-

dings ein Mann auf die Barrikaden, der Gymnasialprofessor und zweite Bürgermeister Dr. Hans Räbel, und legte ein nicht zu überhörendes Veto ein. Er verschaffte sich dazu die Unterstützung des Landesamtes für Denkmalpflege in München. *Der Abbruch dieses langen und stattlichen Mittelwalles im Nordwesten der Stadt würde eine klaffende Lücke in den allein noch stehenden Befestigungsresten reißen, was einen nie wiedergutzumachenden künstlerischen Verlust bedeuten müßte*, stellte man den Stadtvätern vor, und diese respektierten glücklicherweise solche Erkenntnis.

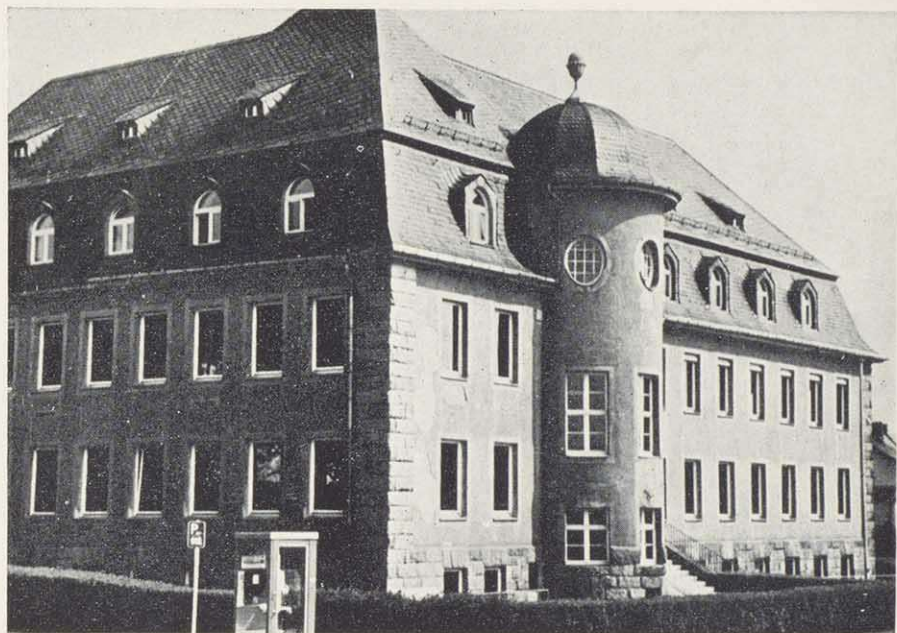
Man würde nun freilich den geschichtlichen Tatsachen nicht völlig gerecht, wollte man einseitig der Stadt die Schuld an der Zerstörung der Forchheimer Bastionärbefestigung, der ältesten und zugleich einzigen Neuanlage dieser Art in Süddeutschland, zuschreiben. Die *Vestung Forchaim* als die nach Süden gerichtete Hauptfestung – die Veste Rosenberg zu Kronach war das nördliche Bollwerk – des ehemaligen Fürstbistums Bamberg bedingte doch bei aller Schutzkraft eine nicht zu leugnende Einengung des Lebensraumes wie eine Beeinträchtigung des wirtschaftlichen Wachstums der Stadt, was Forchheim vor allem im Zeitalter der beginnenden Industrialisierung unangenehm zu verspüren bekam. Man vermißte nicht nur ausreichendes Baugelände für Fabriken und Wohnungen, es fehlten auch die dem zunehmenden Fuhrverkehr angepaßten Ausfallstraßen und manches andere mehr. Da mußte ein dem Allgemeinwohl aufgeschlossener Magistrat den Wünschen und Bedürfnissen der Bürgerschaft schon irgendwie gerecht werden, und eine Möglichkeit der Hilfe sah man eben im Aufreißen des Festungsgürtels. Aber das städtische Vorgehen ließ dann leider das rechte Maß an Bedachtsamkeit und wohl ebenso an Pietät vermissen. Man fragt sich gerade in der Gegenwart, ob es denn nicht möglich gewesen wäre, durch behutsameres Öffnen der Mauern ausreichend breite Straßen zu gewinnen und durch Abtragung der vor den Gräben liegenden Wälle und Glacis Siedlungsflächen zu erhalten. Dann stünden heute noch die prachtvollen Tore mit den imposanten Vorwerken, und man könnte auf den Wehrgängen rings um die gesamte Altstadt promenieren. Wie schrieb doch einmal Dr. Hans Jann, der Forchheimer Forscher: *Man hätte an dem Vorbild der zwanzigmal größeren Nachbarstadt Nürnberg sehen können, wie man Tore, Mauern und Gräben erhalten und doch dem gesteigerten Verkehr und der Ausdehnung der Stadt gerecht werden kann*.

Nun, Forchheim besitzt trotz den bedauerlichen Verlusten noch immer wertvolle historische Bausubstanz in den Festungsresten wie im mittelalterlichen Altstadt kern, es rütteln aber auch in der Gegenwart vielartige Forderungen und Projekte an den Fundamenten des Überlieferten. Allerdings kann man heutzutage weit weniger „aus dem Vollen schöpfen“, wie es die Vorfahren zu tun vermochten, als sie jahrhundertealte, wertvolle und einmalige Bauwerke als ergiebige Steinbrüche nutzten. Daher heißt es gerade in heutiger Zeit gut aufzupassen und zusammenzustehen, damit die Grundsätze, die das „Jahr des Denkmalschutzes“ auf seine Fahnen geschrieben hat, auch verwirklicht werden können. Vielleicht ist es gar nicht übertrieben, zu sagen, daß jeder noch in seinem alten Gefüge sitzende Quaderstein Goldes wert ist!

Quelle: Staatsarchiv Bamberg, Bestand Bez. Amt Forchheim, Rep. Kg/8, Nr. 10

Reproduktionsfotos: Der Verfasser

Oberlehrer Alfred Frank, Forchheim/Ofr. Paradeplatz 23



Johann-Friedrich-Böttger-Institut in SELB

Das Johann-Friedrich-Böttger-Institut in Selb

*Von der „Königlich Bayerischen Fachschule für Porzellan-Industrie“
zum „Staatlichen Berufsbildungszentrum für Keramik“*

Wer auf der Bundesstraße 15 von Marktredwitz kommend das Ortsschild von Selb passiert hat, bemerkt sicherlich zur linken Hand ein ockerfarbenes schloßähnliches Gebäude, das Stammhaus des heutigen Staatlichen Berufsbildungszentrums für Keramik in Selb. Über die bewegte Geschichte dieser traditionsreichen schulischen Einrichtung, die zugleich charakteristisch ist für die Stärke und auch Schwäche des nordostoberfränkischen Wirtschaftsraumes, soll hier berichtet werden.

Im Jahre 1908 hatten die jahrelangen Bemühungen der damaligen Selber Porzellanfabrikanten um die Gründung einer Porzellanfachschule endlich Erfolg. Offiziell wurde nach bereits angelaufener Ausbildung am 1. April 1909 die „Königlich Bayerische Fachschule für Porzellan-Industrie“ eröffnet. § 1 der ersten Schulsatzung lautete: *Die Fachschule für Porzellan-Industrie in Selb bezweckt die praktische und theoretische Ausbildung von Porzellanmalern, Porzellanmodelleuren und Werkmeistern in allen Zweigen der Porzellan-Industrie.*

In den ersten Jahrzehnten konzentrierte sich die Ausbildung auf die Vermittlung von handwerklich-gestalterischen und praktisch-technischen Kenntnissen. Mit der zunehmenden Mechanisierung und Rationalisierung in den Porzellanfabriken entstand ein dringender Bedarf an besonders technisch aus-



Von der Ausstellung „Arbeiten durch 7 Jahrzehnte“ im Frühjahr 1975



Porzellanschale von Fachoberlehrer
Wilhelm Veit (von 1909-1942)

Die Porzellan-Amtskette
des Selber Oberbürgermeisters

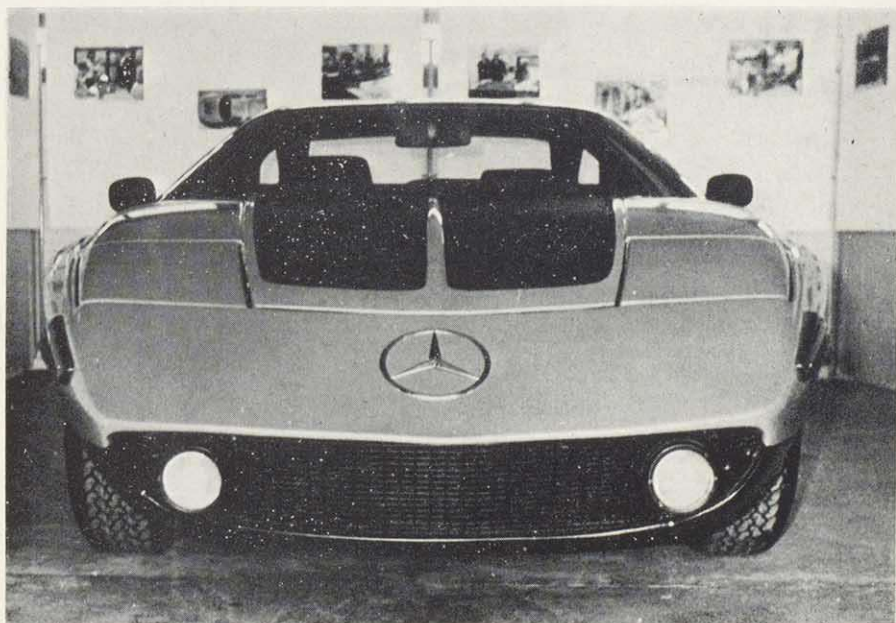
Porzellanfigur und Porzellandose
von Fachoberlehrer Otto Keitel
(von 1922-1952)



gebildeten Nachwuchskräften. Diesen neuen Anforderungen entsprechend wurden 1941 in der Fachschule zwei selbständige Abteilungen mit unterschiedlichen Berufszielen errichtet: Die chemisch-technische Abteilung, die auf die technisch-ingenieurmäßige Ausbildung ausgerichtet war, und die Werkkunstabteilung, die sich verstärkt auf die handwerklich-künstlerische Schulung von Malern und Modelleuren konzentrierte. 1951 wurde schließlich vom Bayerischen Staatsministerium für Unterricht und Kultus die Erhebung zur Staatlichen Höheren Fachschule für Porzellan ausgesprochen. Damit wurde die chemisch-technische Abteilung in den Rang einer Ingenieurschule erhoben. 1954 konnte der notwendig gewordene und durch großzügige Industriespenden geförderte Neubau in Betrieb genommen werden. In den nachfolgenden Jahren wurden beide Abteilungen in enger Zusammenarbeit mit der keramischen Industrie auf die jeweilig erforderlichen Ausbildungsinhalte ausgerichtet. Diese effektiv praxisbezogene Nachwuchsbildung bewährte sich in diesen Jahren des wirtschaftlichen Aufschwungs ungemein.

1959 wurde der Staatlichen Höheren Fachschule für Porzellan anlässlich ihres 50-jährigen Jubiläums und in besonderer Würdigung ihrer Verdienste vom Bayerischen Staatsministerium für Unterricht und Kultus der ehrende Titel „Johann-Friedrich-Böttger-Institut“ verliehen. Dieses Institut, durch außerordentlich enge Kontakte zur einschlägigen Industrie und durch somit echt praxisnahe Ausbildung scheinbar abseits aller Krisensituationen, hatte in den Jahren 1970-1973 dennoch hart um seine Existenz zu kämpfen.

Im Zusammenhang mit der Neueinordnung der Ingenieurschulen in den Bereich der Fachhochschulen wurden viele kleinere Ingenieurschulen bzw. Ingenieurabteilungen aufgelöst und den großen Fachhochschulen zunächst



Der Mercedes C 111



Porzellanschale von Prof. Fritz Klee (Schulleiter von 1909-1938)

verwaltungsmäßig und dann auch überwiegend örtlich angegliedert. Nach langen und teilweise hart geführten Verhandlungen mußte schließlich Selb auf die Ingenieurabteilung bzw. dann Fachhochschulabteilung für Keramikengineeringe verzichten. Das gleiche Schicksal erlitten die einschlägigen Schulen in Landshut (Keramik) und Zwiesel (Glas).

Schließlich wurden 1973 diese 3 Ingenieurabteilungen an der Fachhochschule Nürnberg zu einem Fachbereich „Werkstofftechnik der NA-Werkstoffe“ vereinigt. In Selb verblieben die Werkkunstabteilung der ehemaligen Staatlichen Höheren Fachschule für Porzellan und die 1971 gegründete Keramtechnikerschule.

Dieser damalige Abzug einer bewährten und durch ihre Absolventen aus aller Welt weithin bekannten Bildungseinrichtung aus dem Grenzland ist ein Vorgang, der in seiner Grundtendenz den Nordostoberfranken leider schon allzu geläufig und bekannt ist. In dem heutigen Dreiländereck zwischen DDR und CSSR gehört es ja bedauerlicherweise schon zum Alltag, daß alleine der tägliche Kampf um die Bewahrung des Vorhandenen eine Intensität erfordert, die kaum noch Raum für Neuentwicklungen läßt.

In diesem besonderen Fall muß aber allen verantwortlichen Stellen, seien es zuständige staatliche und kommunale Behörden, Politiker oder einschlägige Fachverbände und Berufsorganisationen mit Anerkennung und Dank bescheinigt werden, daß alle nur möglichen Anstrengungen einhellig unternommen wurden, diesem traditionsreichen Institut eine neue erfolgversprechende Entwicklungsmöglichkeit zu eröffnen.